

INTERVIEW

Zürich ist mit einem blauen Auge davongekommen

Gerhard Stutz, zwölf Jahre lang Leiter der Abteilung Wasserbau, weiss, wie man mit Verhandlungsgeschick und Offenheit Betroffene vom Nutzen grosser Hochwasser- und Revitalisierungsprojekte überzeugt. Ebendies kommt auch auf den neuen kantonalen Wasserbauer, Christian Marti, zu. «Spannend wird es ...», sagt er, «... aber nicht einfach.»

Christian Marti, neuer Abteilungsleiter
Gerhard Stutz, bisheriger Abteilungsleiter
Abteilung Wasserbau
AWEL Amt für Abfall, Wasser, Energie und Luft
Baudirektion Kanton Zürich
Telefon 043 259 43 42 / 54 21
christian.marti@bd.zh.ch
gerhard.stutz@bd.zh.ch
www.wasserbau.zh.ch

Schwerpunkt Gewässerraum und
Revitalisierung, ZUP 76, 2014



Hochwasserschutz muss mit Revitalisierungen einhergehen. Davon sind sowohl der bisherige Abteilungsleiter Wasserbau, Gerhard Stutz (rechts) als auch der neue, Christian Marti (links), überzeugt.
Quelle: I. Flynn

Unsere Gewässer wurden jahrzehntelang eingengt, gestaut, begradigt und verschmutzt. Und heute ...?

Gerhard Stutz: Jetzt ist es eine wichtige Aufgabe des Wasserbaus, die Sünden der Vergangenheit wieder gutzumachen – auch mit knappen Ressourcen.

Christian Marti: Bei Eingriffen in Gewässer ist es wichtig, gleichzeitig eine ökologische Verbesserung hinzubekommen. Dabei geht es auch um die Gewässerqualität ...

Stutz: ... etwas, das generell zu wenig bewusst ist. Unsere Kläranlagen sind auf hohem Stand, aber nicht nur das Wasser an sich bildet den Lebensraum, auch das Wasserbett und eine natürliche Umgebung. Für eine gute Gewässerqualität muss das Zusammenspiel aller Faktoren beachtet werden.

Dann ist der Wasserbauer also Manager der Gewässer?

Stutz: Ja. Wir sind Manager – aber gleichzeitig auch Macher. Wir wirken nicht nur strategisch, sondern auch operativ. Dabei arbeiten wir mit den Gemeinden zusammen, um überregional sinnvolle Projekte zu bewirken.

Vor allem Projekte zum Hochwasserschutz?

Stutz: Ja, die Bedeutung des Hochwasserschutzes wird vielfach noch unterschätzt, vor allem dann, wenn länger nichts mehr passiert ist.

Marti: Wir haben einen guten Ausbaustandard, darum entstehen grosse Schäden eigentlich nur noch bei ausserordentlichem Hochwasser. Aus früheren Ereignissen und den Gefahren-

karten sind uns die heiklen Stellen der einzelnen Gewässer bekannt. So können wir am richtigen Ort Massnahmen ergreifen.

Stutz: 2005 ist Zürich mit einem blauen Auge davongekommen – im Gegensatz zum Berner Oberland, wo es enorme Schäden gab. Das hätte Zürich ebenso treffen können, wäre die gleiche Regenmenge über das Sihleinzugsgebiet niedergegangen. Wenn lange nichts mehr passiert ist, nimmt die Erinnerung an das letzte Ereignis ab. Der Eindruck ist dann: «So viel ist doch noch gar nie passiert.»

Geht es dann um die Gefahr oder um das Risiko?

Stutz: Die Gefahr sagt aus, wo oder wie oft ein Hochwasser zu befürchten ist. Das Risiko dagegen gibt an, welche Schäden mit welcher Wahrscheinlichkeit passieren könnten. Dabei geht es nicht nur um materielle Schäden wie Bauten, sondern auch um Menschenleben. Dies muss in die Überlegungen einbezogen werden. Was für Risiken will man mit welchem Aufwand reduzieren? Ideal ist natürlich, mit wenig Aufwand vor einem grossen Risiko zu schützen. Die Sihlseeregulierung zum Beispiel bewirkt mit relativ wenig Aufwand viel. Mit ihr kann man die Abflussspitzen der Sihl in der Stadt Zürich reduzieren.

Marti: Teil der Problematik ist die Wahrnehmung des (Hochwasser)Risikos: Die Gefahrenkarten zeigen die Wahrscheinlichkeit an, dass es an einem bestimmten Ort zu einer Überschwemmung kommt. Gelbe Farbe bedeutet «geringe Gefahr», und rote «grosse Gefahr». Eine Gemeindebehörde will dann genau

hier sofort etwas unternehmen. Dabei wäre von einem Hochwasser eventuell nur eine einzelne Tiefgarage betroffen. Ein anderer Bach verursacht dagegen (nur) eine gelb markierte Gefahrenzone. Betrifft diese gelbe Zone aber ein ganzes Gemeindegebiet, auf dem vielleicht auch noch heikle Objekte liegen, ist das Risiko hier grösser.

Kann der Kanton Einfluss auf die Gemeinden nehmen?

Marti: Möchte eine Gemeinde an einer Stelle mit hoher Hochwassergefahr, aber geringem Schadenspotenzial sofort etwas unternehmen und fordert dazu die Unterstützung des Kantons ein, so müssen wir entscheiden, ob wir mit unseren knappen personellen Ressourcen fachlich unterstützen können oder ob in der Gesamtschau andere Projekte aus Risikosicht Priorität haben. Andere Gemeinden müssen wir bei Gefahren dagegen auf ein unterschätztes Risiko aufmerksam machen.

Stutz: Die Gefahrenkarten sind noch relativ neu, und den Umgang mit diesen müssen die meisten Gemeinden noch lernen! Sieht die Gemeinde die Dringlichkeit nicht, hilft manchmal der Hinweis auf die Haftung und auf kritische Fragen, die im Schadensfall schnell kommen. Ist ein Risiko noch nicht bekannt, so ist dies weniger schlimm als wenn durch die Risikokarte die Problematik bekannt war, aber nichts unternommen wurde.

Wie kann man Risiken und Schäden minimieren?

Marti: Bisher hat man das stark ingenieurmässig angepackt. Bereits seit 1994 schreibt das Wassergesetz des Bundes

aber vor, auch mit Unterhaltsmassnahmen und geeigneter Raumplanung das Schadenrisiko klein zu halten. Gewässer sollen nicht mehr verbaut werden. Stattdessen müssen sie bei einem Eingriff zum Schutz vor Hochwasser naturnah gestaltet werden, in einer Art, die der ursprünglichen Situation wieder näherkommt und die Artenvielfalt fördert. Hier gibt es Nachholbedarf bei vielen Projekten. Das hat auch der Bund erkannt und erarbeitet mit einer Expertengruppe, in der auch ich einsitze, eine Praxishilfe.

Priorität hat aber ganz klar der Hochwasserschutz?

Stutz: Ja. Ein gutes Beispiel ist der Limmatauenpark. Ausgehend von einem Hochwasserdefizit hat man in einem urbanen Rahmen, an dem das Gewässer nicht beliebig verbreitert werden kann, ökologisch das mögliche Optimum herausgeholt.

Welche Rolle hat der Gewässerunterhalt?

Stutz: Ich bin stolz für den Kanton Zürich, dass wir mit einem Minimum an Leuten einen effizienten Gewässerunterhalt haben. Das gelingt nur dank optimaler Mechanisierung und Organisation. Trotzdem ist immer auch viel Handarbeit erforderlich. Der Unterhalt gewährleistet das Abflussprofil der Gewässer durch Zurückschneiden der Büsche und Instandhalten des Gewässerbetts. Auch der bauliche Unterhalt der Dämme ist sehr wichtig. 1999 hat am Linthkanal nicht viel gefehlt, wäre der Damm gebrochen, wäre das eine Katastrophe gewesen. Man muss die Bäume und Büsche nicht nur zurückschneiden, auch der Bewuchs muss stimmen.

Feines Wurzelwerk macht eine Dammböschung stabil, Wurzeln von grossen Bäumen schaden dagegen.

Wie steht die Bevölkerung den Projekten gegenüber?

Marti: Bei der Bevölkerung kommen Wasserbauprojekte generell gut an, sowohl der Sicherheitsaspekt als auch die Revitalisierung wird als Aufwertung erkannt. Problematischer ist es für Grundeigentümer oder Pächter. Dafür müssen wir Verständnis aufbringen. Die Kunst ist, eine gute Lösung zu finden, mit der auch die Betroffenen leben können, zum Beispiel, weil sie sehen, dass dies für die Allgemeinheit wichtig ist oder weil die Lösung sie möglichst wenig einschränkt. Aber auch wir müssen Flexibilität zeigen. Oft sieht man die (machbare) Lösung erst im zweiten Anlauf.

Stutz: Es ist essenziell, alle Betroffenen einzubeziehen. So geht es zwar relativ lange, bis ein Projekt umgesetzt werden kann. Erkennen Grundeigentümer oder Investoren einer Überbauung jedoch eine Revitalisierung als Mehrwert und Verkaufsargument, so sind sie dabei. Bei Revitalisierungen im Landwirtschaftsgebiet ist ein Mehrwert für Landwirte schwierig zu erkennen. Wir müssen Überzeugungsarbeit leisten. Manchmal gibt es die Möglichkeit von Landumlegungen, oder man kann die Bachführung verlegen oder mit gezielten Bodenverbesserungen neue Fruchtfolgeflächen schaffen.

Greifen diese Argumente auch bei der Gewässerraumfestlegung?

Marti: Mit der Gewässerraumsicherung für den Hochwasserschutz und die ökologischen Gewässerfunktionen kommt jetzt eine grosse Herausforderung auf uns zu. Die Gewässerraumfestlegung ist ein Eingriff ins Eigentum und die Bewirtschaftung, ohne dass wir eine Gegenleistung dafür bieten können. Das wird eine spannende, aber keine einfache Aufgabe.

Stutz: Von der Gewässerraumfestlegung sind jetzt in erster Priorität die Siedlungsgebiete betroffen, dort besteht grosses Interesse an einer definitiven Lösung, damit die restriktiveren Übergangsbestimmungen abgelöst werden können.

Eigentumsrecht wird also höher gewichtet als öffentliches Interesse?

Stutz: Dort wo gesetzliche Spielräume vorhanden sind, hat das Eigentumsrecht grundsätzlich weiterhin einen hohen Stellenwert.



Hochwasser 2005 an der Sihl in Zürich. Wären die damaligen Niederschläge vom Entlebuch über dem Sihleinzugsgebiet niedergegangen, wäre ein Grossteil der Stadt Zürich unter Wasser gestanden.

Quelle: AWEL



Der Gewässerunterhalt gewährleistet das Abflussprofil der Gewässer und befestigt die Dämme und Uferbereiche. Dazu braucht es viel Mechanisierung mit hohem Wirkungsgrad und noch immer auch viel Handarbeit.

Quelle: AWEL

Marti: Für Revitalisierungsprojekte kann man kaum eine Enteignung rechtfertigen, höchstens für den Hochwasserschutz.

Gibt es weitere Schnittstellen mit der Landwirtschaft?

Marti: Unter dem Aspekt Gewässerbelastung wurden in den letzten Jahren grosse Schritte gemacht, aber hier ist noch eine Entwicklung möglich. Allerdings gibt es durch die ChemRRV schon heute in Gewässernähe Einschränkungen bezüglich Düngung, welche konsequenter umgesetzt werden sollten. Bei Trockenheit geht es manchmal um Wasserentnahmen – solange dies fischereirechtlich aufgeht, können wir dazu Hand bieten und die Gemeinden ermächtigen, Bewilligungen zur Gewässerentnahme zu erteilen. Diesen Spielraum gibt es bei kleinen Bächen jedoch nicht.

Klimaerwärmung führt zu mehr Hitze und mehr Niederschlägen ...

Marti: Das kann zum Problem werden. Allerdings habe ich mehr Respekt vor der Erwärmung der Gewässer und den daraus entstehenden Problemen für die Fischerei. Und ich habe Respekt vor Sturmereignissen, die heftiger werden. Bezüglich Niederschlägen und Hochwasser müssen wir in unsere Ana-

lysen einbeziehen, was historisch stattgefunden hat. Es kann heute im gleichen Ausmass wieder stattfinden. Mit der Berücksichtigung von historischen Hochwasserereignissen decken wir schon viel ab und müssen keine unsicheren Faktoren für die Klimaerwärmung einsetzen.

Stutz: Wir müssen uns bewusst sein: Die Wassermengen können sich verändern. Wir müssen den Gewässern also mehr Raum geben, so dass auch ausserordentliche Hochwasser aufgefangen werden können. Bei extrem viel Wasser gibt es vielleicht nicht mehr den vollen Schutz durch unsere Massnahmen, aber auf jeden Fall einen Teilschutz.

Die Klimaerwärmung ist definitiv kein Medienhype. Wenn man den Gletscherschwund in unserem Land anschaut, müsste uns bezüglich Klima angst und bange werden.

Und wie steht es mit der Energiegewinnung?

Stutz: Im Allgemeinen ist es kein Problem, Seen oder Fliessgewässern dafür Wärme zu entziehen. Unsere Gewässer sind heute vor allem im Sommer tendenziell zu warm, weshalb Gesuche zum Wasserbezug für reine Kühlung genauer geprüft werden müssen.

Die Energieproduktion durch Wasserkraft ist im Kanton Zürich dagegen eingeschränkter. Unsere Positivplanung, bei der geprüft wurde, wo man sich eventuell noch vorstellen könnte, ein Kraftwerk zu platzieren, ergab, dass alle Stellen nur ein Potenzial für Kleinkraftwerke aufweisen. Kleinkraftwerke mit nur sehr geringer Leistung sind aber meist nicht rentabel. Statt neue, kleine Kraftwerke zu erstellen, ist es zweckmässiger, grosse, bestehende besser zu nutzen, wie zum Beispiel das Kraftwerk Eglisau, das mit der Erneuerung eine markantere Leistungssteigerung bewirkte.

Wie geht man am besten vor, um grosse Projekte zu realisieren?

Stutz: Eine frühzeitige und zweckmässige Kommunikation mit Einbezug aller Betroffenen ist der Schlüssel zum Erfolg.

Marti: Damit bin ich absolut einverstanden! Aber vorgelagert sind erst noch gute Grundlagen nötig. Man kann nicht mit leeren Händen kommen. Die Wassermengen, die nötige Schutzwirkung sowie die Ökologie vor Ort müssen bekannt sein. Und man braucht eine erste Vorstellung davon, was man machen möchte. Diese darf aber nicht zu starr vorgegeben sein, man muss flexi-

bel bleiben, damit die Betroffenen sich wirklich einbringen können.

Stutz: Als Ingenieur musste ich lernen, Kritik nicht persönlich zu nehmen. Ich musste akzeptieren: Das ist das Bedürfnis des Betroffenen, darauf muss ich eingehen. Manchmal braucht man auch Offenheit für unkonventionelle Ideen.

Marti: Wo ich noch Potenzial sehe, ist bei guten Hilfsmitteln und der Beratung von Gemeinden. Bis Mitte 2018 soll die «Praxishilfe Wasserbau» für Gemeinden und Ingenieure zur Verfügung stehen. Sie zeigt, wie man gute Projekte aufbauen und finanzieren kann.

Potenzial sehe ich ausserdem beim Unterhalt: Unsere Equipen sind sehr gut, vielleicht könnten sie ihre Erfahrungen vermehrt in die Gemeinden hinaustragen und motivieren, Hochwasserschutz und ökologische Aufwertungen für kleinere Gewässer über Unterhaltsmassnahmen anzugehen.

Gerhard Stutz, was hat Sie am Wechsel zum Kanton gereizt?

Stutz: Ich bin Bauingenieur mit Leib und Seele. Ich hatte Glück, dass ich in vielen Fachbereichen wirken konnte. Der Wasserbau hat mir in meiner «Sammlung» noch gefehlt, vor allem der naturnahe Wasserbau. Die Revitalisierung grösserer Gewässer hat mich schon lange fasziniert. Zudem merkte ich, dass ich bereit war für eine neue Aufgabe auf strategischer Ebene. Ich habe zugesagt – und habe es nie bereut.



Der Hofibach, Affoltern, darf nach seiner Revitalisierung wieder mäandrieren.
Quelle: AWEL

Welche Erfolge freuen Sie?

Stutz: Wir konnten die Gefahrenkartierung abschliessen und die Risikokarte erarbeiten. Das sind ganz wichtige Meilensteine. Auch die strategische Revitalisierungsplanung haben wir angepackt und die Grundlagen zum neuen Wassergesetz gelegt.

Es gab einige grosse Hochwasserschutzprojekte: Ich bin sehr stolz, dass die Thurauen in meiner Zeit umgesetzt werden konnten – ein komplexes Gebilde bezüglich Aufwertung sowie eine langjährige Geschichte.

Der Sihl-Schwemmholzrechen ging problemlos und relativ schnell in die Umsetzung. Der Auenpark Werdhölzli dauerte etwas länger, ist aber wichtig, weil er zeigt, wie im urbanen Umfeld Gutes umgesetzt werden kann. Hingegen dauerte die Planung und Umsetzung des Hochwasserrückhaltebeckens Hegmatten in Winterthur fast 25 Jahre (siehe auch ZUP 55, 2008).

Auf welches Projekt schauen Sie am liebsten zurück?

Stutz: Etwas Besonderes ist das Projekt «Aufwertung der Kleinwasserkraftwerke Uster und Wetzikon am Aabach». Im vorletzten Jahrhundert wurden mit der Wasserkraft ganze Textilfabriken betrieben. Damit diese einander nicht das Wasser abgegraben haben, musste der Kanton die Wasserrechte regeln. Zu diesem Zweck entstand 1836 im damaligen Strassen- und Wasserbaudepartement eine Verwaltungsstelle, aus der die heutige Abteilung Wasserbau hervorging. Heute stehen am Aabach noch zwölf Kleinwasserkraftwerke, die für eine Aufwertung geeignet sind.

In Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege und den Betreibern wollten wir die Kraftwerke nicht nur ökologisch aufwerten, sondern auch technologisch erneuern und erhalten. Der entsprechende Regierungsratsbeschluss wurde im Kantonsrat genehmigt und Geld aus dem Lotteriefonds gesprochen. Das Besondere ist sicher, dass neben den Bereichen Wasser, Natur und Energie auch gesellschaftliche und historische Aspekte betroffen waren.

Und wozu ist es leider nicht gekommen?

Stutz: Ich kann zufrieden sein mit dem Erreichten. Das Einzige, was ich bedaure, ist, dass wir es nicht geschafft haben, für Revitalisierungen genügend Ressourcen bereitzustellen zu können. Bei der breiten Bevölkerung finden sie inzwischen grosse Akzeptanz, es ist uns aber leider nicht gelungen, die hohe Politik und die Bau-

ern von deren Wert zu überzeugen. Das ist der grösste Wermutstropfen.

Herr Marti, das wird jetzt wohl als neuer Abteilungsleiter Ihre Aufgabe sein?

Marti: Ich hoffe schon, dass ich Möglichkeiten zur Umsetzung von Revitalisierungen finde. Was die Ressourcen angeht, sehe ich kaum Möglichkeiten, die Situation bald zu verbessern. Wir müssen also schauen, wo bezüglich vorhandener Ressourcen die Prioritäten liegen.

Wir werden versuchen, kreative Lösungen zu finden und interne Abläufe weiter verbessern. Wenn wir unsere Erfahrungen Externen weitergeben und so die Qualität der kommunalen Projekte verbessern können, werden wir auch dafür weniger Ressourcen brauchen.

Geri hat verschiedene seiner Meilensteine aufgeführt. Aus meiner Sicht hat er einen vergessen. Er war nach dem starken Stellenabbau des Sparprogramms 2004 zur Reorganisation des Gewässerunterhalts gezwungen. Er, sowie der damalige Amtschef, haben gesagt: «Unterhalt ist nötig! Der Kanton muss dazu eigene Leute haben.» Das war der richtige Entscheid und ist heute eine grosse Stärke.

Haben Sie einen Wunsch an die Gemeinden?

Marti: Ich bin noch bis Ende der Legislaturperiode selbst Gemeinderat und weiss, wie knapp auch hier die Ressourcen sind. Ich habe also Verständnis, wenn Projekte nicht perfekt eingereicht und die Gefahrenkarten aus unserer Sicht nicht immer ideal umgesetzt werden. Ich möchte den guten Austausch vorantreiben und durch Weitergabe von Fachwissen die Projektumsetzung beschleunigen.

Dazu erwarte ich eine gewisse Bereitschaft von den Gemeinden, zu sehen, dass der Kanton nicht nur Forderungen hat. Ziel ist eine gute Zusammenarbeit, um gemeinsam etwas für die Bevölkerung zu erreichen.

Herr Stutz, haben Sie eine Empfehlung an Ihren Nachfolger?

Stutz: Nein, ich kenne ihn nach zehn Jahren Zusammenarbeit so gut, dass ich weiss, er wird das meiste in ähnlichem Sinn weiterführen. Natürlich wird er auch neu justieren und korrigieren. Es ist gut, wenn er das eine oder andere hinterfragt. Ich bin überzeugt, er wird die richtigen Entscheide treffen.

Interview: I. Flynn